**Der Kürbis**

… Und das war gar keine so leicht Angelegenheit, wenn man so wie ich eine Hose anhatte, die sicher schon seit zwei Jahren zu klein war. Na ja, nicht direkt zu klein. Aber um die Hüften zwickte sie und bei den Beinen war sie eigentlich noch viel zu lang. Ich war einfach zu klein. Mir fehlte der Wachstumsschub, der mir das bisschen Speck von den Hüften nehmen und mir die Größe einer normalen Zwölfjährigen geben würde. Als ich endlich auf der anderen Seite des Zauns stand, fiel mir ein, dass ich das Mädchen eigentlich gar nicht kannte. Ich wusste nur, dass ihr Nachname Gellenberg war. Sie und ihre Familie waren erst vor einer Woche hier eingezogen, lange nachdem unsere alten Nachbarn ihr Haus zum Verkauf angeboten hatten. Angesprochen hatte ich sie bis jetzt noch nicht, da ich mir meistens zuerst lieber einen Eindruck von Menschen machte, bevor ich zum ersten Mal mit ihnen sprach. Das hieß aber nicht, dass ich die Leute ausspionierte. Meine Lehrerin nannte mich beim letzten Elternsprechtag „unkommunikativ“, ich nenne es eher „Vorsichtsmaßnahme, um nicht in langweilige oder peinliche Gespräche verwickelt zu werden“. Auch wenn ich ehrlichgesagt jetzt immer noch nicht genau weiß, was unkommunikativ heißt. Ich sah der anderen in die Augen. Sie hatte grüne Augen, die aber so eine Aussagekraft und erwachsene Tiefe besaßen, als wäre sie schon viel älter. Trotzdem war es, als ob ein weißer Schleier darüber hing. Ich war etwas verwirrt, aber ich streckte ihr die Hand hin und sagte: „Ich bin Theresa Gruber, aber du kannst mich gern Resa nennen.“ Sie schüttelte meine Hand nicht, antwortete aber: „Nora Gellenberg, meine Freunde nennen mich Nono.“ „Auch gut“, dachte ich mir, obwohl ich mich schon wunderte, dass Händeschütteln dort wo Nora herkam wohl nicht erwartet wurde. „Was wolltest du mir eigentlich zeigen?“, fragte ich sie, um die unangenehme Stille, die sich ausgebreitet hatte, zu durchbrechen. Sie nickte wieder zum Zaun hinüber. Und das was ich sah, ließ mir ein Grinsen über das Gesicht huschen. Ich hatte vieles erwartet, aber nicht das. Aus dem Dickicht unseres wuchernden Gartengestrüpps, das hier hauptsächlich aus Brombeerranken und etwas, das wohl ursprünglich eine Hecke gewesen sein sollte, bestand, wuchs ein kleiner Kürbis. Aber das besondere war, dass er sich irgendwie durch den Zaun hindurch quetschte. Okay, quetschen war vielleicht nicht ganz das richtige Wort. Es war ein skurriles Bild, ich weiß, komischer Ausdruck, aber ich habe eben ein Faible für Fremdörter,… . „Mist!“ Ich durfte mit meinen Gedanken nicht wieder abschweifen, sonst würde ich meinem Spitznamen „Schlaftablette“ wieder einmal alle Ehre machen. Ich lenkte meine Gedanken wieder zum Thema zurück. Die kleine, kräftige Pflanze hatte sich mühsam verformt, um sich in das Licht zu schieben, das im fein säuberlichen Garten der Gellenbergs herrschte. „Schön, oder?“, fragte Nora. „Mmh“, ich nickte. Der Kürbis war wirklich toll, aber wenn ich es hier mit irgendeinem Bio-Freak zu tun hatte, wollte ich so schnell wie möglich wieder zurück auf die andere Seite des Zaunes. Ich wollte gerade ansetzen, mich zu verabschieden, als Nora etwas Unverständliches murmelte. „Hast du was gesagt?“ Sie sah aus, als wäre sie aus tiefen Gedanken geschreckt. „Hhm…was?...Nein, nein…ich hab nur gedacht, dass…ach egal.“ „Sag schon“, forderte ich sie, nun wirklich neugierig, auf. In diesem Moment erschien eine Frau auf der Terrasse und rief: „Oh, hallo, du bist sicher Theresa. Richte deiner Mutter doch bitte einen schönen Gruß aus.“ Anscheinend kannte meine Mutter die neue Nachbarin schon. „Gerne, mach‘ ich.“, antworte ich deshalb. Die Frau lächelte. Dann sagte sie an Nora gewandt noch: „Nono, Schatz, ihr könnt doch nach drinnen kommen, ich möchte nicht, dass du dich verletzt.“ Ich persönlich fand das etwas zu bemutternd. Wenn meine Mutter in der Öffentlichkeit so die Glucke gespielt hätte, hätte ich ihr wahrscheinlich noch an Ort und Stelle klar gemacht, dass mir das ziemlich peinlich war. Nora war anscheinend meiner Meinung und antwortete wütend, aber mit einer komischen Aussage: „Mama, ich bin trotz allem nicht zu blöd, um auf mich selbst aufzupassen.“ Es war das „trotz allem“, das mich stutzig gemacht hatte und ich fragte mich, was sie damit wohl meinte. Noras Mutter sah ihre Tochter traurig an, dann verschwand sie im Haus. Ich fand das alles etwas komisch, fragte aber nicht nach, um nicht unhöflich zu sein. Auch Nora übersprang das. „Wo waren wir, ach so…ja.“ Sie sah plötzlich wieder so traurig und versunken aus. „Soll ich gehen?“, fragte ich. „Nein, ich will nicht, dass du eine falsche Meinung über meine Familie bekommst. Weißt du, ich bin blind.“ Ich nahm diese Information langsam auf. Ich konnte mir nicht auch nur ansatzweise vorstellen, blind zu sein. Für mich wäre das das Schlimmste, das mir passieren könnte. Aber jetzt konnte ich mir zumindest erklären, warum ihre Augen so aussahen, wie sie waren. Ich wusste nicht, was jetzt angemessen wäre zu sagen, aber Nora nahm mir diese Sorge ab, indem sie weiter erzählte: „Ich war nicht immer blind. Das alles ist bei einem Autounfall vor zwei Jahren passiert. Ich war mit einer Freundin und ihren Eltern unterwegs, als ihr Auto von der Straße abkam und sich überschlug. Die Scheiben sind gebrochen und…na ja…du weißt schon.“ Ich sah sie entsetzt an. Ihr Gesicht hatte keine Regung von sich gegeben, als sie es mit monotoner Stimme erzählte. Ich wusste, dass Nora das alles gerade noch einmal durchlebte. Sie gab mir das Gefühl, mir etwas zu erzählen, das ich nie würde verstehen können und gleichzeitig war es, als ob sie versuchen würde, mich an etwas ganz persönlichem teilhaben zu lassen. Nora erzählte weiter: „Lach mich bitte nicht aus, aber ich hatte mich vorhin mit diesem Kürbis verglichen. Als damals feststand, dass ich nie wieder sehen würde, hatte ich diese furchtbare Wut und Sehnsucht in mir. Ich wollte das alles wieder sehen können. Um jeden Preis! Dieses Gefühl machte mich wahnsinnig. Ich hatte Angst vor der Dunkelheit in mir. Dass sie mich zunichte machen würde und die Sehnsucht nie wieder loslassen würde. Dass sie mich einengen würde. Mir von innen heraus die Luft nehmen und mich ersticken würde.“ Sie stoppte und holte tief Luft. „Bis eines Tages meine Freundin an den Verletzungen des Unfalls starb und ich zu der Erkenntnis kam, dass ich auch tot sein könnte.“ Eine feine Träne rann ihre Wange hinab. Ich reichte ihr ein Taschentuch und sie wischte sie sich energisch weg. Ich fühlte mich mit der Situation etwas überfordert. Ich war nicht gut darin, Menschen zu trösten. Außerdem hatte ich auch Tränen in den Augen. Eine schwere, bedrückende Stille senkte sich über uns. Nora behielt das Taschentuch in der Hand und erzählte dann weiter: „Dieser Kürbis ist auf der einen Seite des Zaunes gewachsen. Aber dort im völligen Schatten wäre er zugrunde gegangen. Darum hat er sich seinen Weg durch den Draht gesucht- und er hat ihn gefunden. Jetzt kann er mit der Sonne weiterwachsen, auch wenn der Draht noch immer in ihm steckt. Er kann normal weiter leben. In mir steckt auch noch immer diese furchtbare Finsternis, aber ich mache weiter, auch wenn ich damit noch nicht ganz abgeschlossen habe.“ Sie sah müde und gleichzeitig erleichtert aus. „So habe ich das noch nie jemandem erzählt“, flüsterte sie. „Möchtest du meine Freundin sein?“, fragte sie dann. Ich lächelte schwach. „Ja!“ Wir sahen uns kurz an. Zumindest ich sah sie an. Nora hatte ihren Kopf in meine Richtung gedreht. Sehen konnte sie mich ja nicht. „Eine Frage hätte ich noch“, sagte ich dann, „Wie hast du den Kürbis gefunden, obwohl du blind bist, wenn ich ihn nur entdeckt habe, weil du ihn mir gezeigt hast?“ Nora lächelte verschmitzt. „Manche Dinge findet man einfach, wenn man sich nicht so sehr auf das konzentriert, was man erwartet.“